

Text im Katalog „Ansichten“, erschienen zur gleichnamigen Ausstellung in der galerie stephan witschi, Zürich, 2008

Sibylle Omlin, Publizistin und Kuratorin

## L'heure bleue

Es war ein diesiger Tag gewesen. Als wir am Ufer des Neuenburgersees zu Abend assen, lag die Wasserfläche in einem hellen Graublau vor uns, und die am gegenüber liegenden Ufer ansteigenden Hügel verschmolzen angesichts ihres ebenso gräulichen Blaus mit der Farbe des Sees, und auch zum über den Hügeln liegenden Himmel war nur ein gradueller Unterschied zu einem weiteren Blaugrau auszumachen. Den einzigen Farbakzept in dieser Landschaft bildete die weiss gestrichene Anlage eines Schiffstegs am Ufer des Sees. Das bogenförmige Schild war mit rotbrauner Farbe beschriftet, und die Buchstaben nannten den Namen des kleinen Städtchens, in dem wir uns befanden. Das Schild war gesäumt von zwei Laternen, die sich entzündeten, als die Dämmerung einsetzte. Das Graublau wurde zu einem intensiveren Aquamarin bis fast zu einem Indigo-Blau. Die Lichter der beiden Laternen wechselten immer mehr von einem hellen Sonnengelb zu einem Orange. Sie bildeten zusammen mit den Lichtpunkten von der am gegenüberliegenden Ufer liegenden grösseren Stadt die hellsten Farbtupfer in dem Landschaftsbild. Weitere Lichter wurden in unserer Nähe, an der Quaianlage angezündet, und auch die Scheinwerfer der Autos und die Strassenlampen bildeten grell-weiße oder gelbe Striche in dem immer eintöniger werdenden Blau, in das sich langsam das Schwarz mischte.

Ich erinnerte mich, dass diese Stunde der Dämmerung auf Französisch „l'heure bleu“ genannt wird, und fand den Begriff treffend angesichts des farbigen Schauspiels, das sich vor unserem Fenster entfaltete.

Irgendwann im Verlaufe des Abends fiel mir ein, dass ich diese und ähnliche Farben schon einmal gesehen hatte. In den Gemälden von Andrea Muheim. Ich hatte ein grossformatiges Bild einer schneebedeckten Alpenlandschaft im Kopf, die ein Dorf und einen markant ansteigenden Gipfel im Abendlicht zeigt. *Ibergeregg* heisst es. Im Zentrum des Bildes befindet sich – an einer Wegbiegung stehend – ein Haus, ein einzelnes Fenster ist hell beleuchtet. Warme Gelb- und Rottöne mischen sich mit dem kalten Blau der verschneiten Landschaft in der winterlichen Dämmerung.

Andrea Muheim, bekannt als Malerin intimer Porträts und Räume, hat vor zwei Jahren ein neues Thema für sich in der Malerei entdeckt. Die Landschaft. Die neuen Gemälde, die sie erstmals 2008 in einer Einzelausstellung zeigt, formulieren in grossen Formaten verschneite Hügelzüge, Dörfer, aber auch städtische Strassenszenen, Parks oder Plätze, im dunklen einhüllenden Kolorit der Nacht oder der Morgendämmerung gemalt. Blau und Schwarz herrschen vor, nur durchbrochen vom fahlen Gelb einer Strassenlampe, vom kühlen Blau der sich ankündigenden Morgendämmerung. Die in Andrea Muheims Gemälden evozierten Stadträume sind menschenleer, einzig die dunklen Fenster der Häuser oder auf der Strasse parkierte Autos und Fahrräder künden von menschlichem Dasein. In den atmosphärisch abdunkelten Stadträumen herrscht ein in sich gekehrtes Lauschen, wie wenn sich ein neues Erwachen ankündigen möchte. Die Nähe zu einer beinahe surrealen Wirklichkeit wird beschworen: ist und ist nicht, ist oder ist noch nicht. Die Farbigkeit der Dämmerung möchte die Gegenstände und Räume in einem anderen Zusammenhang zeigen. Die Zeit zwischen Sonnenuntergang und dem Eindunkeln, wenn die Gegenstände und die Natur ihre vom Sonnenlicht hervorgerufene Farbe verlieren und ins Schwarz der Nacht eintauchen.

Das Kolorit ist der ins Dämmerlicht getauchten Landschaften ist somit ein Kolorit des Festhaltens in einem Moment vor dem Verlust der Farbe. Das rötlich warme Licht lauert in den Laternen und in den wenigen erleuchteten Fenstern. Die Malereien zeugen von der Stimmung der nächtlichen Stadt, die sich in der flanierenden Beobachterin festsetzt. „Andreas Muheims Licht ist das der Dämmerung, und Eros, der Freund vieler ihrer Bilder, sieht mit den Augen der Nacht“, diese Zeilen notiert ein Künstlerkollege Balz Baechi bereits vor vielen Jahren.<sup>1</sup> Eine Malerin huscht auf leisen Sohlen im Dunkel der Strassen und Dämmerung wie eine Katze, auf der Suche nach einem Teller Milch oder einer streichelnden Hand.

Ein Festhalten der Zwiespältigkeit von Zuständen, die die Wirklichkeit für uns bereithält. Unter dem Titel *Recuerdos de Mexico* hatte die Künstlerin Andrea Muheim eine Serie von Bildern, die 2005 entstanden sind, versammelt. Die kleinformatischen Bilder – viele waren in dem Format 21 x 30 cm auf Sperrholz oder Leinwand gemalt – und Stickereien zeigen Szenen aus privaten Räumen, das Schlafzimmer der Eltern, das Schlafzimmer der Brüder, den Hof, eine Abstellkammer, den Blick auf den Popocatepetl über den Dächern der Häuser von Atlixco. Ein grosses Gemälde ist einem Mann gewidmet, der – nur mit einem weissen Handtuch bedeckt – nackt auf dem Bett lag. Der Blick des Mannes geht ins Nirgendwo. Der Titel ist ein Liebesgeständnis, in roter Farbe über den weissen Laken gemalt: „Das ist das Bild von meinem Mann Ernesto, gemalt in einem Bett seines Freundes Veto in Mexico City mit aller Liebe von seiner Frau Andrea.“ Die Serie schliesst eine kleine Anzahl Blätter mitein, die mit Pastellkreide gezeichnet sind. Sie haben das leere Bett zum Inhalt, verhüllt mit dem für Mexico typischen halbtransparenten Mosquito-Netz. Der Raum scheint ohne Lichtquelle zu sein. Grau, rosa, beige, ein kaltes Weiss. Das einzige Licht stammt aus diesen kroidigen Tönen selbst.

Als ich diese Bilder zum ersten Mal im Atelier von Andrea Muheim gesehen hatte, standen die neuen Landschaftsbilder neben ihnen. Die Intimität der Sujets der *Recuerdos de Mexico* und die Landschaften legten in dem Nebeneinander einen Bruch in der Themenwahl offen. Dennoch stehen sie in einem Zusammenhang. Lange Jahre hatte sich die Malerin ganz eng an die Umgebung ihrer gemalten Sujets anschmiegt. Andrea Muheim schreckt von der Intimität ihrer Sujets nicht zurück. Da war ein Bett; da war ein Tisch, die Stühle sind nun leer. Da ist eine Frau in einer Badewanne. Da liegt ein schlafendes Kind. „Zuviel der unbekümmerten Hinweise auf ein persönliches Beziehungsgeflecht, zu viel an Selbstdarstellung im Werk der jungen Künstlerin? Vielleicht. Im Gegensatz zu vielen anderen entscheidet sich Andrea Muheim für die Unmittelbarkeit. Sie ist, da sie zur Preisgabe des Ureigensten zwingt, nicht der einfachste Weg, sondern eine Gratwanderung“, beobachtet bereits 1997 anlässlich der Verleihung des Werkjahres der Heinrich-Danioth-Stiftung der Luzerner Kunstjournalist Niklaus Oberholzer.<sup>2</sup>

Für die Künstlerin Andrea Muheim ist die Malerei vor allem ein Medium der Bestandesaufnahme: „Sie ist mein Ausdrucksmittel, vielleicht wie ein Tagebuch. (...) Beobachtungen mischen sich mit Vorstellungen und Gefühlen. Meist sind es Stimmungen, die mir persönlich nahe gingen, und es freut mich ganz besonders, wenn jemand anderer, Fremder etwas darin entdeckt, das ihn ebenfalls berührt.“<sup>3</sup> Ob Landschaft, Stadtpark oder Badezimmer: Andrea Muheim erkundet in diesem Medium das Quartier ihrer Arbeitsumgebung; sie porträtiert ihr soziales Netz, ihre Kinder, ihre Freundinnen, ihre Liebsten und die Räume, in denen sie leben, schlafen und arbeiten. Die Malerei bietet ihr die Suche nach dem Exotischen des Nahen und Vertrautesten. Alles scheint gesehen von einer Person, die wie selbstverständlich dabei war. Die Künstlerin wirkt beim Malen der Szenen hinein genommen in den Raum ihres Sujets, als Teil des Kreises der dargestellten Personen. Das zeigt sich sehr schön in einem kleinen Bild aus Mexico, auf dem im Zentrum zwei Männer zu sehen sind, die in der Abenddämmerung am Heck eines Autos herum montieren. *Hector y Ernesto arreglando las luces del coche* (2006) heisst es, und die Malerin scheint hingekauert bei den werkenden Männern, die Szene wie eine Mitfahrerin beobachtend.

Selbst bei den grossformatigen Landschaftsbildern hat die Künstlerin den Blick für intime Details. Für ein Strassenschild, das mit einem gemalten Herz auf spielende Kinder aufmerksam macht, für die Spiegelungen an der Frontscheibe im Auto, wenn sie die beobachtete Strassenszene aus dem Auto hinaus fotografiert. Für die Künstlerin ist Malen somit eine Form der Kommunikation und der Zwiesprache – begleitet von intimen Gesten und gemalten Strichen, motivisch ausgedrückt in den Berührungen zwischen den Figuren, malerisch in Lichtreflexen, die sich zwischen die nächtlichen Plätze und Strassen legen.

Sibylle Omlin arbeitet neben ihrer freien publizistischen und kuratorischen Tätigkeit als Professorin für Kunsttheorie und als Leiterin des Instituts Kunst an der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Basel.

1 Balz Baechi, Laudatio anlässlich des Zolliker Anerkennungspreises 1995

2 Niklaus Oberholzer, Malen als eine Form intimer Zwiesprache, in: Neue Luzerner Zeitung, 9. April 1997, S. 83

3 Zitat Andrea Muheim, in Balz Baechi, Laudatio wie Anm. 1